

ANDREAS
FÖHR

Herzschuss



**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

Jedes Verbrechen hat
seine Geschichte

KRIMINALROMAN

KNAUR 

ANDREAS FÖHR

Herzschuss

Jedes Verbrechen hat seine Geschichte

KRIMINALROMAN

Über dieses Buch

Ein frischer Wind weht durch die Polizeiinspektion Miesbach – oder wohl eher eine steife Brise: Clemens Wallners neue Chefin Franka Tiedemann ist nicht nur 10 Jahre jünger als der Kommissar und mit einem Sinn für beißende Ironie gesegnet; sie scheint auch mindestens so sehr an ihrer Karriere interessiert wie an Gerechtigkeit.

Als der Abgeordnete Gansel in seinem eigenen Haus ermordet wird, gerät Kommissar Wallner von zwei Seiten unter Druck: Franka drängt auf einen raschen Abschluss des Falls – und der Hauptverdächtige ist ausgerechnet Polizeiobermeister Leonhardt Kreuthner! Denn Gansel war mit Kreuthners Jugendliebe Philomena verheiratet und hat sie offenbar geschlagen. Das wiederum hatte Kreuthner herausbekommen und wollte es in der ihm eigenen unkonventionellen Art unterbinden ...

Bestseller-Autor Andreas Föhr garantiert humorvolle Spannung, die klug unterhält. Lebendige, facettenreich gezeichnete Charaktere, ein vielschichtiger Plot und eine

gute Portion schwarzer Humor zeichnen seine Bayern-Krimis um Wallner & Kreuthner aus.

Inhaltsübersicht

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

43. Kapitel

44. Kapitel

45. Kapitel

46. Kapitel

47. Kapitel

48. Kapitel

Danksagung

Für Monika Pech

1

12. Oktober

Auf Wallberg und Fockenstein schien das Licht der letzten Sonne, als ein warmer Herbsttag im Voralpenland seinem Ende zuging. Die Almen lagen ruhig und verlassen, denn das Vieh war schon im Tal, nur der Schrei einer Bergdohle hallte ab und an durch die Stille. Drunten der Tegernsee, dessen Wasser vorbei an Riederstein und Neureuth, am ehemaligen Kloster und der Kapelle des heiligen Quirin nach Norden strebte, um als Mangfall in Gmund das liebliche Tal zu verlassen und durch ein anderes, dunkles Tal zu fließen. Hier unten, weit ab vom Rest der Welt, stand das Wirtshaus zur Mangfallmühle, wo sich Menschen zusammenfanden, denen die schattigen Niederungen gerade recht waren, denn viele von ihnen scheuten das Licht und hielten sich lieber an die dunklen Orte des Lebens.

An diesem Abend führte einer von ihnen, der Schrottplatzbesitzer und mehrfach vorbestrafte Hehler Johann Lintinger, das Wort vor seinen Kameraden, denn was er gerade gehört hatte, erboste ihn.

»Mei – manchmal geht's net anders. Da muaßt einfach hing'langa. Sonst wirst bled.« Johann Lintinger nahm einen kräftigen Schluck Bier, um sich für seine weiteren Ausführungen zu stärken. »Weil, die hören net auf. Die – hören – nicht – auf. Des geht ewig so weiter, wennst nix machst. Wiwiwiwiwi...« Lintinger imitierte mit der ihm verbliebenen Hand einen auf- und zugehenden Schnabel. »Ohne Ende. In so am Fall sag ich: A Trum Schell'n und guat is. Aber a Frau grundlos zum schlagen – des geht ja gar net.«

Lintinger erntete zustimmendes Nicken von seinen Zuhörern. Mit solchen Ansichten galt man in seinen Kreisen schon als ziemlich woke – hätte man in diesen Kreisen gewusst, was das bedeutet.

Sie standen zu dritt zusammen vor dem Tresen des Wirtshauses zur Mangfallmühle. Der alte Lintinger, der sich vor ein paar Jahren seine rechte Hand mit der Schrottschere amputiert hatte, denn sie war ihm seit seiner Kindheit fremd gewesen. Ferner Sennleitner und Leonhardt Kreuthner, beide Polizisten, heute Abend in Zivil. Hinter dem Tresen: Harry Lintinger, Johann Lintingers Sohn und Wirt der Mangfallmühle.

»Ich tät sagen, da braucht's amal wieder ein zünftiges Haberfeldtreiben«, schlug Sennleitner vor und löste eine Welle lautstarken Zuspruchs aus. Das Haberfeldtreiben war ein alter Brauch, bei dem man sich nachts vor dem Haus einer missliebigen Person versammelte und ihre diversen

Verfehlungen verlas. Nach jedem Anklagepunkt fragte der verlesende Haberer: »Manna – is wahr?«, worauf alle zusammen: »Wahr is!« zu antworten hatten, ehe der erste Haberer ein: »Nachad treibt's zua!« in die Nacht rief. Es folgte ohrenbetäubender Lärm, den die Haberer mit Ketten, Peitschen, Ratschen, Kuhglocken und dergleichen Gerät vollführten.

Auslöser der Wirtshausdiskussion war ein Mann namens Philipp Gansel, der, das hatte Kreuthner berichtet, nicht nur Abgeordneter des Bayerischen Landtags war, sondern auch noch seine Frau schlug. Nicht dass die Anwesenden jeden, der seine Frau schlug, mit einem Femegericht überzogen. Da hätten sie bei ihrem Bekanntenkreis viel zu tun gehabt. Nein, aus häuslichen Streitigkeiten hielt man sich eher raus. Aber der Fall Gansel war etwas Spezielles, denn die geschlagene Frau war eine – oder man könnte sogar sagen: *die* – Jugendliebe von Kreuthner und hatte ihren Platz in seinem Herzen noch nicht ganz geräumt, auch wenn sie sich fast dreißig Jahre nicht gesehen hatten.

»Haberfeldtreiben ist net schlecht«, sagte Kreuthner. »Ich hab aber mehr an a Gerichtsverhandlung gedacht. Wie damals beim Scheffler Flori.«

»Is des der, wo des net überlebt hat?«, fragte einer am Tresen, der davon gehört hatte, aber nicht dabei gewesen war. Damals hatten sie dem Bestatter Florian Scheffler hier in der Mangfallmühle den Prozess gemacht, weil er seit Jahren jeden im Gasthaus mit seinen öden Geschichten zu

Tode gelangweilt hatte. Am folgenden Tag war der Bestatter dann selbst tot gewesen.

»Des hat ja nix mit dem Prozess zum tun g'habt«, wandte Kreuthner ein. Damit hatte er im Prinzip recht. Aber die Sache war ordentlich kompliziert gewesen, und bis man genau ermittelt hatte, was wirklich passiert war an dem Abend, hatten sie einiges an kriminalistischem Scharfsinn aufbieten müssen.

»Der Gansel kommt doch net freiwillig her«, gab Lintinger zu bedenken.

»Dann laden mir ihn halt vor.« Kreuthner lächelte verschmitzt, und seine Kumpane ahnten, dass er, wie das so seine Art war, wieder etwas Abgefeimtes ausgeheckt hatte.

»Erzähl!«, sagte Sennleitner, und freudige Erwartung wuchs in der Runde.

3. November

Einige Autominuten von der Mangfallmühle entfernt lag, von Wäldern vor unliebsamen Beobachtern geschützt, eine alte Villa, errichtet im Heimatstil der Kaiserzeit. Kreuthner hatte mithilfe eines verbotenen Peilsenders an Philipp Gansels Wagen herausgefunden, dass sich der Abgeordnete jeden Mittwoch gegen achtzehn Uhr dorthin begab, ein bis zwei Stunden verweilte und anschließend nach München zurückfuhr. Was Gansel in der alten Villa zu schaffen hatte, wusste Kreuthner nicht. Konnte ihm auch egal sein.

Wichtiger für seine Überlegungen war, dass die Straße zur Villa kaum befahren wurde, vor allem abends nicht. Nach neunzehn Uhr, er hatte eine Kamera mit Bewegungsmelder an der Strecke installiert, war bei seiner letzten Kontrolle abgesehen von Gansel kein einziger Wagen vorbeigekommen. Der Ort eignete sich folglich bestens für eine Straßensperre. Sie würden Gansels Wagen durch einen quer über der Straße liegenden Baum zum Anhalten zwingen, aus dem Wagen zerren und ihm einen Sack über den Kopf stülpen. Dann würde der Mann mit den gegen ihn erhobenen Vorwürfen konfrontiert werden und Gelegenheit erhalten, etwas zu seiner Verteidigung vorzubringen – schließlich war das hier ein Rechtsstaat. Sollte Gansel freilich die Stirn haben, die Anschuldigungen abzustreiten, würde man das als strafverschärfend bewerten.

Anschließend wollte man dem Herrn Abgeordneten etwas von seiner eigenen Medizin verabreichen. Kreuthner hatte hierfür einige alte Dreschflegel besorgt. Den Gedanken, in der Mangfallmühle eine Gerichtsverhandlung durchzuführen, hatte man letztlich und nach heftigem innerlichen Ringen wieder fallen gelassen. Der Spaß, der einem dadurch entging, wäre natürlich exorbitant.

Andererseits – irgendein Idiot hätte vermutlich ein Video davon ins Internet gestellt, und dann wäre die Hölle über das Wirtshaus und seine Besucher hereingebrochen.

Immerhin handelte es sich bei Gansel um einen Abgeordneten des Bayerischen Landtags. Und nicht wenige

der Mangfallmühlen-Stammgäste hatten noch eine Bewährung am Laufen.

An einem Mittwoch Anfang November war es so weit. Kreuthner und Sennleitner hatten einen mittelstarken Baum ausgewählt, den man umhauen und als Straßensperre nutzen wollte. Außer den beiden war noch der alte Lintinger mit von der Partie. Er sollte den Baum nach getaner Feme-Arbeit mit einem der Greifbagger, die er auf seinem Schrottplatz benutzte, wieder von der Straße befördern. Da Lintinger nur über eine Hand verfügte, hatte Kreuthner ihn für den Strafvollzug eigentlich nicht vorgesehen, denn der Dreschflegel wurde üblicherweise mit zwei Händen bedient. Aber Lintinger war empört gewesen, dass er beim eigentlichen Spaß nicht dabei sein sollte, und hielt dagegen, dass er mit seiner verbliebenen Hand mindestens so dreschen konnte wie Kreuthner und Sennleitner mit zweien. Betrachtete man Lintingers meist ölverschmierte Pranke, die einem Baggerarm nicht unähnlich war, wollte man's glauben.

Kurz nach siebzehn Uhr, es dämmerte bereits, kam Philipp Gansels BMW-Limousine durch den Wald gefahren, wo drei Männer mit geschwärzten Gesichtern, Schlapphüten und alten Lodenkotzen schon eine Weile ausharrten. Man hätte sie für Wilderer aus einer anderen Zeit halten können, wären sie statt mit Dreschflegeln mit Stutzen bewaffnet gewesen. Die Männer huschten beim Herannahen des Wagens hinter mächtige Bäume, wo man

sie von der Straße aus nicht sehen konnte. Ohne dass Gansel etwas Verdächtiges bemerkt hätte, schwebte sein Wagen an ihnen vorbei, der geheimnisvollen Villa entgegen. Der Mann bemerkte auch den Greifbagger nicht, der nur wenige Meter vom Straßenrand entfernt im Halbdunkel stand. Ebenso wenig die zwei Kästen Bier, die hinter dem Bagger abgestellt waren.

Nachdem Gansels Wagen in Richtung Villa verschwunden war, machten sich Kreuthner und Sennleitner daran, den ausgewählten Baum zu präparieren, während Lintinger einen Spähposten bezog. In die der Straße zugewandte Seite hieben sie mit Äxten eine Kerbe. Den Gebrauch von Motorsägen hatte man verworfen, es wäre zu laut gewesen. Das Schwingen der Äxte freilich war anstrengend und trieb Kreuthner und Sennleitner den Schweiß aus den Poren. Um den Flüssigkeitsverlust auszugleichen, musste man sich immer wieder aus den mitgebrachten Bierkästen bedienen. Vor allem Sennleitner achtete so penibel auf seinen Flüssigkeitshaushalt, dass er den Baum öfter verfehlte und die Axt wild in der Gegend herumschleuderte. Ein ums andere Mal endete der Schwung mit anschließender Pirouette auf dem Hosenboden, wo Sennleitner dann albern vor sich hin kicherte.

»Jetzt mach amal langsam mit dem Bier«, mahnte ihn Kreuthner.

»Des verschtehst du falsch.« Sennleitner torkelte zu seiner Flasche. »Ich hab einfach zu wenig Zielwasser intus, verschtehst?«

Nachdem sie die Fallkerbe in den Baum gehauen hatten, wurde auf der Rückseite der Fällschnitt angebracht. Diese Arbeit verrichteten Kreuthner und Sennleitner mit einer altertümlichen Zugsäge, jeder auf einer Seite. Da Sennleitner kaum noch Herr seiner Motorik war, zog sich das hin. Am Ende schlug Kreuthner einen Keil so tief in den Fällschnitt, dass der Baum gerade noch stehen blieb. Sie wollten ihn erst im letzten Moment auf die Straße stürzen lassen – nicht, dass vor Gansel doch noch ein anderes Fahrzeug auftauchte.

Es ging auf sieben zu, und Gansel musste demnächst vorbeikommen. Lintinger bestieg den Greifbagger, und Kreuthner begab sich zu einer Stelle, von wo aus er die Straße weit in Richtung Villa einsehen konnte. Wenn Gansels Wagen auftauchte, würde er Sennleitner, der am Baum wartete, den Befehl zurufen, den Keil weiter in den Stamm zu treiben und ihn dadurch zu Fall zu bringen. Aus Gansels Sicht würde er hinter einer Kurve liegen, sodass er ihn erst relativ spät zu sehen bekam. Der Abstand von Kurve zu Baum war allerdings so bemessen, dass Gansel noch würde bremsen können.

»Hau rein, er kommt!«, rief Kreuthner dem etwa fünfzig Meter entfernten Sennleitner zu. Eigentlich erwartete er, alsbald das metallische Geräusch zu vernehmen, das der

Vorschlaghammer erzeugte, wenn er auf den Keil traf. Aber nichts dergleichen war zu hören. »Was is? Er kommt!«, rief Kreuthner.

»Jaja, bin dabei«, kam es von Sennleitner zurück.

Dann hallte tatsächlich ein Geräusch durch den finsternen Wald. Es war aber nicht metallisch, sondern dumpf-hölzern. Beunruhigt machte Kreuthner seine Handytaschenlampe an. Was er jetzt sah, bestätigte seine schlimmsten Befürchtungen. Sennleitner torkelte wie Rumpelstilzchen von rechts nach links und schwang dabei den Hammer wie das Rotorblatt eines Hubschraubers. Zwar hieb er in Richtung Baumstamm, verfehlte ihn aber, und die Energie verpuffte ins Leere.

»Ja Kruzifix! Hau auf den Keil!«

Sennleitner setzte noch ein letztes Mal an, zog durch und traf mit einem gewaltigen *Ping!* tatsächlich den stählernen Keil im Stamm. Die Fichte begann zu ächzen, dann neigte sie sich langsam, aber stetig in die durch die Fallkerbe vorgegebene Richtung. Inzwischen war Gansels Wagen, wie man an den Lichtern sehen konnte, bereits vor der Kurve angelangt. Kreuthner sah wieder zum Baum, dessen Fall jetzt Fahrt aufnahm. Die drei Männer mit den geschwärzten Gesichtern blickten mit Sorge und Hoffnung auf den sich neigenden Stamm. Was jetzt passierte, lag nicht mehr in ihren Händen. Und es passierte Folgendes:

Während der Baum seine letzten Meter zur Straßenoberfläche zurücklegte, quietschten Reifen. Das

konnte keine Bremsung sein, denn blockierende Räder waren mit ABS nicht mehr möglich. Offenbar hatte der Fahrer das Lenkrad scharf eingeschlagen. Dann hallten die Geräusche von zerdrücktem Metall und splitterndem Glas durch die Nacht und den Bruchteil einer Sekunde später das Ganze noch einmal, nämlich als der Baum seinen Fall beendete. Die drei Männer standen mit aufgerissenen Augen im Wald und rührten sich nicht. Selbst Sennleitner schien mit einem Mal auf wundersame Weise ernüchtert.

Nach langem Schweigen fragte Kreuthner: »Wer schaut nach?«

2

13. Dezember

Der Schnee war so früh gekommen, dass die Lifte schon Anfang Dezember in Betrieb gingen. An diesem frostigen Montag war der Himmel wolkenlos und tiefblau, die Sonne von verschwenderischer Helligkeit und die Hänge dort, wo man sie nicht frisch gewalzt hatte, mit einer jungfräulichen, vierzig Zentimeter hohen Schicht Pulverschnee von letzter Nacht bedeckt. Sogar Menschen, die für ihre Selbstdisziplin bekannt waren, wurden heute schwach. Einer von ihnen: Kriminalhauptkommissar Clemens Wallner, Leiter der Kripo Miesbach. Er hatte sich einen Tag freigenommen und war mit Tina, einer Kollegin von der Spurensicherung, zum Sudelfeld gefahren. Das Skigebiet war nicht sehr groß, aber einen Vormittag lang konnte man seinen Spaß haben, und für den anspruchsvollen Fahrer gab es ein paar schwarze Pisten und jede Menge Tiefschnee.

Sie genossen gerade die eisige Luft, die ihnen im Sessellift um den Kopf wehte, samt Aussicht auf die verschneiten Alpen, als der Lift anhielt. Wallner drehte sich um und schaute nach hinten, den Berg hinab.

»Ist dir dieser Snowboarder mit dem neongrünen Helm aufgefallen?«, fragte er, als er sich wieder nach vorn gedreht hatte.

Tina dachte kurz nach. »Leuchtend grüner Helm ... ja, hab ich vorhin schon mal gesehen. Warum?«

»Weiß nicht. Ich hab irgendwie den Eindruck, der ist immer hinter uns.«

»Echt?«

»Zum Beispiel schon ein paarmal im Lift. Unten an der Geier Wally kam er gerade an, als wir eingestiegen sind. Und dann meine ich, ich hätte ihn immer mal wieder in unserer Nähe auf der Piste gesehen. Jetzt sitzt er schon wieder ein paar Gondeln hinter uns.«

»Du meinst, der verfolgt uns?«

Wallner zuckte mit den Schultern. »Sieht fast so aus. Aber ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, warum er das tun sollte.«

»Eben. Der fährt halt zufällig dieselben Pisten wie wir. So viele Lifte gibt es hier nicht.«

»Ich wollt's auch nur gesagt haben. Nicht dass du mir hinterher Vorwürfe machst, wenn ...«

»Wenn was ...?«

»Na, wenn dann doch was passiert.«

»Nein«, sagte Tina. »Mach ich dir nicht. Hast es jetzt ja gesagt.«

In diesem Moment fuhr der Sessellift wieder an.

»Wie geht's Katja?«

Katja war Wallners Tochter, die mit ihrer Mutter Vera in Würzburg lebte.

»Gut. Ist jetzt im Gymnasium.«

»Das gibt's doch nicht! Als ich sie das letzte Mal getroffen habe, hat sie gerade Zähne bekommen.« Tina blickte versonnen zur Seite, an dieser Stelle konnte man bis Bayrischzell hinunterschauen. »Ist wirklich schade. Für mich wart ihr das ideale Paar. Es hat viel harmoniert, und trotzdem war da diese gewisse Spannung, die eine Beziehung interessant hält. Ich hab nie ganz verstanden, warum ihr euch getrennt habt.«

»Ich auch nicht. Aber *ich* hab mich ja auch nicht getrennt.«

»Ja, hast du mal gesagt.« Tina überlegte. »Warum ist sie eigentlich gegangen? Weil du wieder mal zu stur warst?«

Wallner brauchte einen Moment für seine Antwort.

»Möglicherweise hat sie es so oder so ähnlich begründet.«

Tina sah ihn fragend an.

»Ich wollte einfach nicht weg aus Miesbach.«

»Wegen deinem Großvater?«

»Hauptsächlich. Aber das war natürlich mein Problem, nicht ihres. Ich kann ja schlecht verlangen, dass sie auf ihre Karriere verzichtet, weil ich Manfred nicht allein lassen will. Früher war das üblich, heute eben nicht mehr. Was ja auch gut ist.«

»Aber eigentlich liebt ihr euch noch?«

Wallner legte seine Hand auf Tinas Arm. »Du bist eine gute und romantische Seele. Aber man muss einfach akzeptieren, wenn's vorbei ist.«

»Vielleicht ist es ja noch nicht vorbei. Und ihr wisst es nicht, weil keiner es angesprochen hat.«

»Wie meinst du das?«

»Hast du Vera jemals gefragt, ob sie sich einen Neuanfang vorstellen kann?«

Wallners stummer Geste zufolge wäre das anscheinend ein völlig unsinniges Unterfangen gewesen.

»Da haben wir es: Im Grunde weißt du gar nicht, ob es wirklich vorbei ist.« Wallner wollte etwas sagen, aber Tina würgte es ab. »Nein, nein. Du hörst mir jetzt mal gut zu: Wenn du Vera das nächste Mal triffst, fragst du sie. Du fragst, ob sie sich vorstellen kann, dass ihr noch mal zusammenkommt. Einfach nur fragen.«

Wallner deutete nach oben.

»Wir müssen gleich aussteigen.«

»Lenk nicht ab. Fragst du sie?«

»Ja, okay. Nächste Woche treff ich sie eh.«

»Schön! Was macht ihr?«

Wallner klappte den Bügel hoch.

»Da ist unser Scheidungstermin bei Gericht.«

»Oh ...«, sagte Tina, während sie sich aus dem Sessellift gleiten ließen.

Wallner wandte sich talwärts. Dort schwebte dreißig Meter entfernt der Mann mit dem neongrünen Helm im Lift heran. Tina folgte Wallners Blick.

»Starrt der uns an?« Wallner sah zu Tina.

»Schwer zu sagen, wenn einer Helm und Skibrille aufhat. Kannst ihn ja gleich fragen, ob er was von uns will.«

»Dafür sind mir die Hinweise zu dünn. Wahrscheinlich hast du recht, und es ist Zufall.« Der Neonkopf war noch wenige Meter vom Ausstieg entfernt. Wallner sah die Skipiste hinunter. »Fahr mir hinterher.«

In weiten Bögen carvte Wallner den Hang hinunter. Nach zweihundert Metern blieb er stehen und schaute zum Liftausstieg hoch. Dort setzte sich gerade der Snowboarder mit dem grünen Helm in Bewegung, genau in ihre Richtung. Tina schwang neben Wallner ab. »Und jetzt?«

»Jetzt fahren wir da runter und dann ein Stück den Hang hoch.« Wallner wies auf einen Streckenabschnitt, auf dem die Piste schräg am Hang verlief. Der untere, etwas ebenere Teil war gewalzt, seitlich darüber gab es einen Tiefschneehang, in dem einzelne Fahrer bereits Spuren hinterlassen hatten. Wenn man den Tiefschneeteil überwunden hatte, gelangte man weiter oben wieder auf eine präparierte Piste. Wallner stieß sich ab.

Als er am Schräghang anlangte, nahm er noch einmal Geschwindigkeit auf, um dann nach rechts zu ziehen in den Tiefschneehang hinein. Da es hier bergauf ging und der

Pulverschnee bremste, kam er nach kurzer Strecke zum Stehen. Tina schaffte es gerade noch bis auf seine Höhe.

»Und jetzt marschieren wir ganz oldschoolmäßig nach oben.«

Wallner begann seitlich den Hang hinaufzustapfen. Es waren nur wenige Höhenmeter bis zu der Kante, wo die präparierte Piste anfang. Nach einem Blick zurück wusste Wallner, dass ihr vermeintlicher Verfolger sich gerade aufs Board stellte und Anlauf nahm. Kurz bevor Tina und Wallner die kleine Anhöhe überwunden hatten, sahen sie den grünen Helm auf sich zuschießen. Er schwenkte etwa an der gleichen Stelle nach rechts oben in den Tiefschneehang wie zuvor Wallner und Tina. Wallner war gerade dabei, präparierten Schnee zu betreten, und konnte die Stelle, wo der Tiefschnee sie ausgebremst hatte, nicht mehr einsehen, als ein weithin vernehmliches »Scheiße!« zu hören war. Offenbar hatte auch die Geschwindigkeit des Snowboarders nicht bis zur Kante gereicht.

»Das ist halt der Nachteil beim Snowboarden«, sagte Wallner, und sein sonnenbeschienenes Gesicht zeigte hinterhältige Zufriedenheit, als er die Skispitzen nach unten richtete und davonfuhr. Im Gegensatz zu ihm und Tina konnte der Snowboarder nicht einfach den Hang hinaufsteigen. Er musste erst sein Board ablegen und dann in den Snowboardstiefeln bergauf stapfen, was im Tiefschnee eine zeitraubende Quälerei war. Wallner

vermutete, dass er es gar nicht versuchen würde, denn sie hatten jetzt einen uneinholbaren Vorsprung.

»Ist der wirklich hinter uns her?« Tina konnte es immer noch nicht recht glauben, als sie unten am Lifteinstieg wieder Gelegenheit hatten, miteinander zu reden. Aber dem Wutschrei des Snowboarders nach zu urteilen, hatten sie tatsächlich gerade einen Verfolger abgehängt. Wallner zuckte mit den Schultern.

»Interessiert dich gar nicht, was der Bursche von uns will?«, fragte Tina.

»Brennend. Aber vielleicht hat es damit zu tun, dass wir Polizisten sind. Und da ich gerade meinen freien Tag genieße, habe ich keine Lust auf Dienstliches.«

Eine halbe Stunde später hatten sie ihre Skier abgeschnallt, saßen an der Schirmbar Geier Wally in der Sonne und gönnten sich einen Kaffee.

»Nicht umdrehen«, flüsterte Tina mit einem Mal.

Wallner widerstand der Versuchung.

»Der Neon-Helm?«

»Ja.«

»Hat er uns gesehen?«

»Er glotzt her, würde ich sagen.« Tina wandte den Kopf kurz in eine andere Richtung, um so zu tun, als hätte sie den Mann mit dem Helm nicht bemerkt.

»Und? Kommt er?«, fragte Wallner.

»Keine Ahnung. Ich kann nicht die ganze Zeit hinstarren.«

»Wieso? Er starrt uns doch auch an.«

»Ja – und wir finden's scheiße.«

»Du treibst mich in den Wahnsinn.« Wallner war kurz davor, sich selbst umzudrehen. »Kommt er?«

Tinas Blick flackerte in der Gegend herum.

»Ich seh ihn nicht mehr.«

Jetzt war es Wallner zu viel. Er wandte sich um.

»Da ist er doch!«

»Wo?«

Wallner deutete Richtung Berg. »Na da, im Lift.«

Tatsächlich. Der Snowboarder war auf dem Weg nach oben.

Wallner und Tina stießen unwillkürlich beide einen erleichterten Seufzer aus.

»Und wir haben uns eine Stunde lang verrückt gemacht.« Tina schüttelte lachend den Kopf.

»Es war schon ein seltsamer Zufall, dass wir ihn ständig gesehen haben«, sagte Wallner. »Da darf man sich doch mal Fragen stellen.«

Zehn Minuten später saßen sie in demselben Lift, mit dem der Snowboarder gerade nach oben gefahren war.

»Ich seh ihn wieder«, sagte Tina und deutete zum Liftausstieg.

»Stimmt.« Wallner war erstaunt. »Dann steht er da aber schon ziemlich lange. Warum fährt er nicht los?«

Sie kamen dem Ende ihrer Fahrt langsam näher und konnten erkennen, dass der Snowboarder einen Fuß noch nicht in der Bindung hatte. Das änderte sich jetzt – anscheinend, nachdem er sie im Lift ausgemacht hatte.

»Verfolgen wir jetzt *ihn*?«, wunderte sich Wallner.

Doch der Snowboarder machte keine Anstalten, sich fortzubewegen. Stattdessen schien er auf die Ankunft von Tina und Wallner zu warten. Als sie ausstiegen, sah Wallner, wie der Mann einen Handschuh auszog und etwas aus seiner Jacke holte, was wie ein Stück Papier aussah.

»Wir tun einfach so, als wäre nichts«, sagte Wallner.

»Mal sehen, was passiert.«

Sie schlüpfen in die Schlaufen ihrer Skistöcke und begaben sich zu der Stelle, wo man in den Hang einfuhr. Der Snowboarder fuhr ihnen ein kurzes Stück entgegen und stellte sich ihnen in den Weg. Einen Augenblick lang blieben sie stumm voreinander stehen.

»Können wir was für Sie tun?«, brach Wallner das Schweigen.

Der Snowboarder näherte sich jetzt auf Handschlagdistanz und hielt Wallner das Stück Papier entgegen.

»Wallner?«

Wallner nickte.

»Ich soll Ihnen das hier geben.«

Wallner nahm den Zettel entgegen und musste seinerseits einen Handschuh ausziehen, um ihn zu entfalten. Es war ein schlichter Ausdruck in Arial 12 Punkt, wie Wallner schätzte, auf dem zwei Zahlen standen. Die eine begann mit 47, dann ein Komma und sechs Dezimalstellen, die andere war eine 12, gefolgt von einem Komma und ebenfalls sechs Dezimalstellen.

»Koordinaten«, stellte Tina fest.

Wallner hätte sich gern bei dem Snowboarder erkundigt, von wem er das Papier bekommen hatte. Aber der Mann war bereits weit unten im Hang unterwegs, als Wallner wieder aufsah.

Er fingerte sein Handy aus der Daunenjacke und rief Google Maps auf, um die Zahlen einzugeben. Als er auf Suchen drückte, verfinsterte sich sein Blick.

»Ich kenn diesen Blick bei Männern«, sagte Tina mild-spöttisch lächelnd. »Macht sich der Computer wieder lustig über dich?«

»Angeblich kann er an dieser Stelle nichts finden. Das ist Unsinn. Es gibt diese Koordinaten. Irgendwas muss da sein.«

»Vielleicht was Geheimes, was Google uns nicht verraten darf. Area 51 oder so?«

»Versuch bitte, konstruktiv zu bleiben. Muss ich da noch Nord und Ost eingeben oder N und O oder E?« Wallner hielt Tina sein Handy vor die Nase.

»Nein, Zahlen reichen eigentlich. Lass mal sehen.« Tina studierte das Display. »Du hast Kommas getippt. Du musst Punkte eingeben.«

»Aber da stehen Kommas.« Wallner verwies auf den Zettel.

»Tja – hat vermutlich ein Mann geschrieben.«

Wallner sagte nichts mehr und korrigierte die Schreibweise.

»Und?« Tina versuchte auf den Bildschirm zu sehen, aber Wallner hatte sich etwas zur Seite gedreht.

»Funktioniert's?«

»Wie?«

»Ob es jetzt funktioniert?«

»Ja, es funktioniert.« Wallner wirkte ein klein bisschen genervt, gab Tina dann jedoch das Handy. »Da ist tatsächlich nichts. Berglandschaft, Wiese mit Forststraße.«

Sie betrachtete angestrengt das Display. »Vielleicht sieht es jetzt anders aus als zu der Zeit, wo sie das Foto aufgenommen haben.«

»Mit Sicherheit. Da ist jetzt nämlich alles verschneit.«

Tina gab Wallner das Handy zurück. »Das ist nicht weit von hier. Willst du es dir nicht wenigstens ansehen?«

»Natürlich sehe ich mir das an. Was für eine Frage!«, sagte Wallner und bereitete sich für die Abfahrt vor.

3

Es dauerte mit dem Wagen nur wenige Minuten, um in die Nähe der von den Koordinaten beschriebenen Stelle zu gelangen. Sie standen mitten in sonnendurchfluteter, winterlicher Berglandschaft. Die Zufahrt zu dem Forstweg, den man auf dem Satellitenfoto gesehen hatte, war allerdings blockiert. Der Pflug hatte heute Morgen über einen halben Meter Schneeabraum am Straßenrand abgeladen. Hinter dem schmutzig-eisigen Wall war der Weg unter dem Neuschnee nur zu erahnen. Wallner stellte den Wagen schräg gegenüber in eine Parkbucht.

Als sie über den Schneewall stiegen, bemerkte Wallner verschneite Baumaterialien, die dort gelagert waren. Er checkte sein Handy.

»Also, da oben ist es.« Wallner deutete in die entsprechende Richtung. Dort sah man aber nicht weit, denn Wald versperrte den Blick. »Mir schleierhaft, was wir unter dem Schnee finden sollen.«

Er machte sich dennoch auf den Weg durch den Tiefschnee. Tina folgte ihm. Nach etwa zweihundert Metern blieb Wallner stehen und hielt sich die Hand über die Augen, denn die Sonne blendete.